

*Gnade sei mit Euch und Friede von dem, der da war, der da ist und der da kommt. Amen.*

Liebe Universitätsgemeinde,

die Hoffnung ist am Ende. Sie sitzt in einem Käfig und ist am Boden. Sie hat den Kopf zur Seite geneigt, den Rücken gebeugt, die Hände schlaff abgewinkelt. Sie kann nichts anpacken. Kann keinen Strohalm ergreifen. Sie kann nichts in Angriff nehmen. Ihre Augen sind geschlossen. Ihr Mund formt: ein Oh vielleicht, ein Oval, zu einem tonloser Seufzer.

Ich kenne dieses Bild seit meiner Kindheit. Bei meiner Großtante hing es an der Wand. Und ich mochte es gern, weil ich glaubte, in ihm eine Märchenfigur wiederzusehen, die es mir angetan hatte: die Regentrude von Theodor Storm. Das Märchen erzählt von einem unerträglich heißen Sommer, in dem die Pflanzen verdorren und das Vieh verdurstet, weil die Regentrude eingeschlafen ist. Ihr Gegenspieler, der Feuermann, hat die Macht an sich gerissen und überzieht die Felder mit glühenden Kohlen. Nur wenn die Regentrude aus ihrem Schlaf geweckt wird, werden sie aufziehen, die ersehnten Wolken, die das Leben zurückbringen. Im Märchen war die Regentrude eine hochgewachsene, schöne Frau, aber bleich und mit eingefallenen Augen, solange sie schläft. Auf dem Bild meiner Tante, wie ich es

sah, saß diese bleiche, schlafende Regentrude in einem eigenartigen Streichholzhaus. Ein verkohltes Gehäuse, über das hinweg der Feuermann schon seine tödlichen Winde geschickt hatte. Sie saß da, gekrümmt und verkauert. Wie jemand, der lebendig begraben ist, und doch. Und doch würde sie gleich ihre Augen öffnen, würde den Feuermann vertreiben, die Tyrannei beenden und das Land mit Blüten überziehen.

Als meine Großtante starb, habe ich das Bild geerbt. Zum ersten Mal hielt ich es in der Hand und entdeckte die winzig kleine Schrift, die den Titel des Bildes verrät: „Die Hoffnung“ stand da. Mit feinem Bleistift gezogen. Und eine Jahreszahl: 1944. Gerhard Marcks heißt der Künstler, der dieses Hoffnungsbild geschaffen hat. Er ist eher als Bildhauer bekannt. Als ein sehr bekannter Bildhauer sogar, der wie Ernst Barlach zu den großen figürlichen Bildhauern des 20. Jahrhunderts gehört. Dieses Figürliche, dieser personale Stil, findet sich auch auf meinem Bild. Es ist ein Holzschnitt, bei dem die Hoffnung als Figur, als Frau vielleicht, aus einem Stück Holz hervortritt. In der einfachen, klaren Formsprache, die für den Künstler typisch ist.

Nur: Was für eine Hoffnung soll das sein, wenn jemand dasitzt mit gebeugtem Rücken und hängenden Schultern? Ist Hoffnung nicht mit Freude verbunden, mit Stärke und Zuversicht? So kann man es jedenfalls erwarten, wenn man die Bedeutung des Wortes kennt. Denn

Hoffnung leitet sich ab von dem niederdeutschen Wort „hopen“ (wie im Englischen „hope“) für „hüpfen“ und meint eigentlich eine Bewegung: „[vor Erwartung unruhig] springen“ oder „zappeln“. Dieses Hopen, dieses Hoffen, ist also eine ungeduldige Unruhe, aber auch ein Sich-Hinbewegen hin auf etwas, ein Sich-Ausrichten auf etwas Zukünftiges. Ein Warten. Eine Erwartung. Die Erwartung nämlich, dass etwas Wünschenswertes eintreten wird, auch wenn es heute noch gar nicht danach aussieht und nicht gewiss ist, dass es kommt. Trotzdem geht die Hoffnung diesem Ungewissen einen Schritt entgegen. Vielleicht ist das der Grund, warum sie als eine der drei christlichen Tugenden gilt: Glaube, Liebe, Hoffnung, diese drei. Aber die Liebe ist die größte unter ihnen. Wir haben das in der Lesung gehört.

Bei Gerhard Marcks ist die Hoffnung nicht unruhig unterwegs. Sie hüpfert und zappelt nicht. Sie streckt sich nach nichts aus. Seine Hoffnung sitzt da wie jemand, dessen Hoffnung sich zerschlagen hat. Man weiß nicht ganz genau, wann dieses Bild entstanden ist. Ende 1944 vielleicht oder Anfang 45. In einem Dazwischen jedenfalls, kurz vor dem Ende des Zweiten Weltkriegs, kurz vor dem Ende der nationalsozialistischen Tyrannei, als noch kein Friede ist. Gerhard Marcks hat wie viele Künstler unter dem NS-Regime gelitten. Gleich 1933 wurde er aus seinem Beruf als Kunstlehrer entlassen. Denn als das Bauhaus 1919, vor genau einhundert Jahren also, in Weimar eröffnet wurde, war Marcks einer seiner ersten Lehrer. Später ging er

nach Halle, an die Kunstschule Burg Giebichenstein, wurde dort Professor, Rektor sogar, und dann 1933 entlassen, weil er sich eingesetzt hatte für jüdische Kollegen. Er bekam Ausstellungsverbot. Seine Werke wurden beschlagnahmt und als „entartet“ verspottet. 1943 zerstörte ein Bombeneinschlag seine Berliner Galerie. Viele Werke sind verbrannt. Ein Jahr später entstand „Die Hoffnung“, wie sie da sitzt in ihrem verkohlten Streichholzhaus. Wenn ich das Bild heute sehe, denke ich nicht mehr wie als Kind an die Regentrude. Ich denke an das, was ich als Erwachsene weiß: an die zerstörte Galerie, an die Bilder, die im Feuer verschwunden sind, und ich sehe einen Künstler vor den Trümmern seiner Arbeit die Augen verschließen. Und doch. Und doch hat eben dieser Künstler nach dem Schrecken wieder ein Bild geschaffen und es „Die Hoffnung“ genannt.

Nicht nur Gerhard Marcks, vielen Menschen wurde der Raum eng in den Diktaturen des 20. Jahrhunderts. Manche von ihnen saßen vielleicht ähnlich erschöpft von dem, was sie mit ansehen mussten, und wendeten darum wie Marcks den Blick nach innen. Weggeschaut aber hat er nicht. Schon ein Jahr nach Kriegsende fährt er in das Konzentrationslager Bergen-Belsen. Er soll dort den Toten ein Denkmal errichten. Doch wie kann man einem unlesbaren Ort ein Zeichen setzen? Marcks schlägt eine leere Kapelle vor. Einen leeren Raum mit einem Schmerzensmann in der Apsis. Der Entwurf wird abgelehnt.

Wenn ich mit solchem Wissen heute auf „Die Hoffnung“ schaue, dann sehe ich darin auch die Menschen, die in Lagern wie Bergen-Belsen gewesen sind, und ich frage mich, wie es dem einen oder der anderen überhaupt gelingen konnte, diese Zeit zu überstehen. Wenn man zusammengepfercht ist Tag und Nacht. Niemals allein. Niemals für sich und ohne zu wissen, ob der Schrecken ein Ende nimmt. Und doch. Und doch hat es das gegeben, dass Menschen sich festhalten konnten an etwas, das sie in ihrem Inneren fanden und das ihnen die Kraft gab, sich ins Ungewisse vorzustrecken. Oft waren das Worte. Worte, die man als Kind gelernt hat und die man auswendig weiß sein Leben lang: Gedichte, Lieder, ein Gebet. Nicht alles am Stück. Manches nur in Fragmenten. Ein Vers, eine Zeile, ein Reim, der aber doch ausreichen konnte zum Überleben. Nicht ohne Grund hat Stalin die Schriftsteller verfolgt und Tausende von ihnen ermordet. Er hat ihnen das Schreiben verboten. Er hat sie in Lager gesteckt. Er hat anderen verboten, ihre Gedichte zu lesen, und diese in Lager gesteckt, wenn sie versuchten, verbotene Manuskripte zu verwahren. Und doch. Und doch konnte er nicht verhindern, dass man die Worte weitertrug. Dass man sie auswendig lernte und im Gedächtnis bewahrte für einen Tag, von dem keiner sagen konnte, ob er kommt. Das ist Hoffnung.

Ein Hoffnungszeichen sind für mich die kleinen Birkenrinden, die man in Petersburg finden kann in einem Museum. In dem Museum für Anna Achmatova. Anna Achmatova war die große Dichterin der russischen Literatur. Sie hat nicht selbst im Lager gesessen. Aber sie

hat das Leid, das die Lager anderen brachten, in ihren Gedichten beschrieben. Diese Gedichte waren verboten und wurden doch auswendig gelernt und in den Lagern von den Gefangenen heimlich in Birkenrinden eingeritzt. In winzigster Schrift standen dort ihre Verse. Die Gefangenen trugen sie am Leib, in der Hand oder im Mund, um etwas zum Leben zu haben. Sie wurden oft von den Wachen nicht erkannt, weil diese dachten, die völlig unterernährten Menschen würden an der Birke nagen wie an Brot. Doch der Mensch lebt eben nicht vom Brot allein. Und manche haben überlebt durch diese Worte. Man kann einige dieser Überlebensworte in dem Museum sehen. Sie liegen dort hinter Glas, zusammen mit anderen Dingen, zu denen es heute keine Besitzer mehr gibt. Ich stelle mir vor, dass sie dort liegen und auf uns warten. Auf eine andere Generation, die wieder liest und auswendig lernt, weil sie durch das Leid der anderen verstanden hat, wie viel Kraft man aus diesen winzigen Zeichen schöpfen kann. Man kann an manchen Orten vieles verlieren: die Liebe, den Glauben und das eigene Leben. Aber damit ist die Geschichte nicht am Ende. Und dass sie nicht ans Ende kommt, das verdankt sie der Hoffnung. Denn am Ende bleiben: Glaube, Liebe, Hoffnung. Diese drei. Aber die Hoffnung ist die tapferste unter ihnen.

*Und der Friede Gottes, der höher ist als all unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.*